

Aufs Maul

Sophia Thomalla provoziert, in Talkshows und auf Instagram. Sie garantiert Quote. Wie macht sie das? Und warum bewundert sie Angela Merkel? VON MORITZ HERRMANN

Sophia Thomalla ist nicht da, deshalb sind alle ziemlich hektisch. Flüstern auf den Studiofluren in Köln. Wo bleibt sie bloß, die Sophia? Sie war in Istanbul, sie hat ihren Flug verpasst. Sie stand im Stau, ein Unfall auf der Bosphorusbrücke.

Manchmal kann Thomalla gar nichts für die Aufregung, die sie umgibt, aber meistens eben schon. Die Aufregung, die Öffentlichkeit, das ist ihr Job. Mehr als eine Million Fans hat sie auf Instagram, eine gewaltige Reichweite und somit Einfluss, auch wenn das vielen nicht gefällt. Als Schauspielerin hat sie das deutsche Abendprogramm durchgespielt. *Bergdoktor*. *Unser Charly*. *Eine wie keine*. *Alarm für Cobra 11*. *Genial daneben*. Dann war sie die mit dem Rammstein-Frontmann. Die mit den Tattoos. Die aus der *Gala*, der *Bunte*, der *Bild*. Für eine Media-Market-Kampagne hat sie, nicht lange her, im engen Top posiert, Slogan: »An diesen Tagen streichelt er einfach alles, was Knöpfe hat.« Nun soll sie bei einer Fernsehshow für Sat.1 mitmachen. *Catch! Die deutsche Meisterschaft im Fangen*. Gibt es wirklich. Grimme-bepreist sogar.

Auf die Frage, welche Shows sie besuche, wird sie später ziemlich ehrlich antworten: die, die sich rechnen. Für einen Sender rechnet es sich auf jeden Fall, Thomalla einzuladen, sie treibt die Quote hoch und den Blutdruck, beziehungsweise beides hängt miteinander zusammen. Folglich will sie, dass es sich auch für sie lohnt. Man darf annehmen, dass sich der Auftritt hier lohnt, mehr, als es einer im öffentlich-rechtlichen Fernsehen täte. Deshalb ist sie dort nicht oft zu sehen. Daraus ist irgendwann die Erzählung geworden, Thomalla funktioniere nur in der seichten Unterhaltung, in der Grellheit des Boulevards. Immer bei den Privaten, ach, die Arme. Ganz falsch! Es gibt dort einfach mehr Geld.

Schaut man sich Thomallas Karriere an, sieht man: TV-Rollen, Modeljobs, Moderationen. Ihr erstes Standbein. »Auffallen um jeden Preis«, hat sie mal gesagt. »So funktioniert das. Wenn über mich keine Sau mehr berichtet, dann will auch keine Sau mit mir werben.« Deshalb ihr zweites Standbein: Provokation. Und die interessiert uns, die Dynamik dahinter. Das Spiel mit der öffentlichen Empörung beherrscht sie wie kaum jemand sonst in Deutschland.

Thomalla hat fast im Alleingang dafür gesorgt, dass eine Folge der Sendung *Hart aber fair* aus dem Archiv verbannt wurde, in der sie mit anderen Gästen über das Genderthema diskutierte. »Wer als Frau ständig für Gleichstellung und gegen Sexismus wettet, hat offenbar noch nie ein Kompliment bekommen«, befand sie, ihr gegenüber die fassungslose Anne Wizorek, Erfinderin des Hashtags #aufschrei. Der Rundfunkrat nahm die Sendung aus der Mediathek, weil er sie »unseriös« fand – ein einmaliger Vorgang in der deutschen Talkshowgeschichte. Natürlich wütete Thomalla auch dagegen. Wenn sie »Political Correctness« sagt, klingt das wie eine Krankheit.

Sie kann, mindestens für ihre Zielgruppe, oft sogar darüber hinaus, Debatten lostreten oder lenken, und sie macht das lustvoll. Sie grenzt sich damit ab gegenüber Prominenten ihrer Sparte, die es niemals wagen würden, sich kontrovers zu äußern. Gegenüber den Sylvies, den Lenas, den Helenes.

Jetzt kommt sie doch, umgebucht und eingeflogen, was alle nur noch aufgeregter macht. Thomalla grinst, halb spöttisch, halb belustigt. Die ganze Uffregung wegen mir, ja? Kennt sie natürlich. Kann sie mit umgehen. Sie ist längst zur Galionsfigur der Das-wird-man-ja-wohl-noch-sagen-dürfen-Bewegung geworden. Auch wegen ihrer Posts, die – untypisch für Instagram – eher lang und eher böse sind. Sie trägt ihre Ansichten in die deutsche Primetime und den Boulevard – und damit in die Mitte des Landes. Stimmungsseismograf Thomalla. Mal schauen, ob sie wieder ausschlägt. Mal schauen, wen sie trifft.

Sie sitzt in ihrer Garderobe. Der Produktionsassistent ruft alle zehn Minuten durch die Tür, in zehn Minuten gehe es aber echt los. Auf einem Kärtchen steht die Ansage, mit der sich Thomalla dem TV-Publikum vorstellen soll. Sie habe genug Zeit, den Satz zu lernen, bedeutet man ihr. Thomalla guckt einmal drauf und kann ihn. Was denken diese Leute, dass sie doof ist oder so?

Nein, sie macht das alles schon sehr kalkuliert. Man nehme das Foto, auf dem sie ihre Brüste quetscht, dazu der Beitrag: »Kleine Titten sind wie Flüchtlinge: Sie sind nun mal da, aber eigentlich will man sie nicht.« Shitstorm, logisch. Bis bekannt wurde, dass Thomalla ihren Account dem Satiriker Micky Beisenherz überlassen hatte, um – tja, was eigentlich zu beweisen? Wie sich Rechte aus der Deckung wagen, wenn ihnen ein Promi das Wort redet, so die Erklärung beider. Der Post brachte 45.000 neue Follower, von denen sie sich rasch distanzierte. Einige hatten gleich mit »Heil Hitler« kommentiert. Beisenherz hat sich später für die Aktion entschuldigt, Thomalla nie. Wohl auch, weil in ihrem Businessplan das Entschuldigen nicht angelegt ist.

Die Kunst der Provokation reicht weit zurück, bis in die griechische Antike. Bis zu Diogenes von Sinope, der auf dem Marktplatz onanierte und bemerkte, wie bedauerlich es doch sei, dass man nicht auch Hunger durch Reiben des Bauches lindern könne. Er furzte ausgiebig und zeigte Mitbürgern den Mittelfinger. Die Athener schimpften ihn einen Hund, für Diogenes klang das wie ein Titel.

Das Wesen der Provokation, so wie es Diogenes verstand: ein Gespür für die feinen Verstärkungen von Konventionen und Verboten entwickeln und dann dagegen verstoßen, auf dass die Diskussion den Raum des Sagbaren erweitere.

Thomalla hat keinen philosophischen Überbau, dafür ein ordentliches Geschäftsmodell.

Dass sie sagt, was sie denkt, hätte man ziemlich lange sogar ganz gut finden können, nur hat sich die Provokationstoleranz in den vergangenen Jahren verändert. Populisten prägen den Diskurs, das kommunikative Klima ist vergiftet. Wenn sich alle lieben, ist der Provokateur eine wichtige Figur. Wenn sich alle hassen, befördert er oder eben sie im Zweifel die falsche Sache.

Was sie gut kann: kurze, harte Kommentare, Schattenboxen aus der ironischen Halbdistanz, das Handy als prothetische Verlängerung des Arms. Thomalla findet ihre Bestätigung nicht in der Bestätigung, sondern letztgültig eben erst in der Ablehnung.

In ihrer Permanentverknappung komplexer Themen auf einen Tweet, Post oder frechen Talkshowsprache wirkt sie vulgärer, als sie ist. Und so ist ihr das Vulgäre derart zum Markenkern geworden, dass sie ihn nun nicht mehr verraten kann, weil man sie auch dafür bucht. Oft wirft sie den ersten Stein und kehrt dem Schlachtfeld den Rücken, auf der Suche nach dem nächsten Stein.

Hat sie irgendeine Provokation je bereut? »Ich bin der Meinung, dass jeder Dämpfer auch mal gut sein kann für die Persönlichkeitsbildung. Nur widerstandslos bergauf geht doch nicht. Meine Karriere verläuft wie ein gesunder Herzs Schlag: mal hoch, mal runter. Ist doch okay so. Mal kriege ich aufs Maul. Mal kriege ich einen Topjob.«

»Natürlich bin ich Feministin«

SOPHIA THOMALLA

Kindheit

Geboren am 6. Oktober 1989 in Ost-Berlin, als Tochter der Schauspielerin Simone Thomalla. In ihrer Jugend war sie Amateur-Kickboxerin.

Ausbildung

Die Schule brach sie kurz vor dem Abitur ab. An der Schauspielschule in Bochum hielt es sie zwei Jahre, dann ging Thomalla zum Fernsehen.

Beruf

Sie spielt in Fernsehfilmen und ist häufiger Gast in Reality- und Talkshows. 2010 gewann sie die RTL-Tanzshow *Let's Dance*. Ihr Auftritt bei *Hart aber fair* zum Thema Gleichstellung wurde aus der Mediathek gelöscht.



Foto: Jürgen Roppelt für DIE ZEIT

Wer Menschen wie Thomalla interviewt, kalkuliert die Schlagzeilen mit ein. Eine Win-win-Situation, bei der beide Seiten glauben, schlauer zu sein. Die Medien benutzen sie, aber sie benutzt die Medien auch.

Am Set der Show ist sie jetzt ein bisschen perplex, wie anstrengend das zu werden droht. Man darf annehmen, dass einige der anderen Prominenten bei diesem TV-Fangen wirklich teilnehmen, um zu gewinnen, was bedeutete, dass sie in ein Finale einzögen, das eine Woche später aufgezeichnet wird. Der Ex-Nationalspieler David Odonkor, berühmt für eine einzige Bogenlampenflanke, macht vor der Halle Kniebeugen. Fragt man Thomalla, wofür sie gebucht wird, sagt sie: »Sie erwarten ein gewisses Aufsehen. Und ein gewisses Aussehen.« Dieselbe Show ein zweites Mal? Irre Vorstellung. Sie ist hier, um hier zu sein. Für sie wird es darum gehen, nicht zu gewinnen, dabei aber so zu wirken, als wolle sie gewinnen. Das klappt gut. Sie schafft es bis ins letzte Spiel, was gleichbedeutend ist mit den letzten Sendeminuten, und verliert knapp gegen besagten Odonkor, was nett ist, weil es für einen wie Odonkor nicht so viele TV-Angebote gibt.

Es ist nicht so, dass sie im ständigen Provokationsmodus läuft. Oft wird sie gebeten, hierzu oder dazu was zu sagen, ruhig was Frisches, und wenn sie keine Lust hat, sagt sie frech was Ruhiges. »Wenn ich zu gewissen Themen gar keine Meinung habe oder meintechnisch mit der Masse mitgehe, muss ich mich da auch mal nicht äußern.«

Ein zweiter Termin, in Zürich, im feinen Hotel The Dolder Grand, das am Berg über der Stadt schwebt. Eine reiche Gruppe Schweizer will die Formula V der Welt präsentieren, einen neuen E-Sport, der sich an die Formel 1 anlehnt und in Simulatoren gefahren wird. Thomalla soll dem Event ihr schönes Gesicht leihen.

Sie wurde ins Rampenlicht hineingeboren, als Tochter der beiden Schauspieler Simone Thomalla und André Vetter. Und dort ist sie auch geblieben, als Ziehtochter des Malochermanagers Rudi Assauer auf Schalke, dessen sie, als er verstarb, liebevoll gedachte. Die Kindheit war wohl fröhlich, mehr erfährt man nicht von ihr. Sie zogen von Ort zu Ort, der Kunst und den Männern der Mutter nach. Köln, Berlin, Pott, dazwischen Kleintown. Sie wollte vor die Kameras, brach die Schauspielschule in Bochum aber schnell ab. Drehte lieber eine Krimireihe mit Henry Hübchen. Und dann *Let's Dance*. Mit 20 Jahren gewann Thomalla die RTL-Tanzshow und war endgültig angekommen in den deutschen Wohnzimmern.

Ihr Manager Alain Midzic sitzt in der Hotel-lounge, ganzkörpergekleidet in Philipp Plein, den er ebenfalls vertritt. Midzic ist eine Legende in der Prominentenmanagerszene. Ein gerader Typ, der erst mal erzählt, wie viele ihm schon die Thomalla abwerben wollten. Es sei wie beim Fußball, sagt Midzic, Talent müsse schon da sein, ohne Talent könne er niemanden betreuen. Die Macher des Events himmeln ihn an wie einen König.

Die Geschichte geht so, dass Midzic Simone Thomalla bei einem Termin traf. Mutter Thomalla soll auf die Tochter gezeigt haben, die mache alle verrückt, ob er, Midzic, sie nicht managen wolle. Er sagt über sie: »Sophia hat das letzte Wort.« Sie sagt über ihn: »Ich könnte bei keinem Manager sein, der neben mir schwitzt, wenn ich ein Interview gebe. Alain wollte nie irgendwas in mir unterdrücken.«

Man hätte gern weitere Menschen zu Thomalla befragt, die sie kennen – oder auch nicht kennen, aber mit ihr gestritten haben. Manche reagieren nicht, andere, wie Silvia Stutzmann, ehemalige Leiterin der Schauspielschule in Bochum, mailen, sie wollten sich nicht zu Thomalla äußern. Als hätten sie Angst, auf Thomallas Aufmerksamkeitskonto einzuzahlen, mit dem Risiko, dass die Kommentierte auch noch zurückfeuert.

Seit dem letzten Treffen in Köln hat Thomalla ein paar Fotos mit ihrem Neufreund, dem Torwart Loris Karius, gezeigt, ein paar Mittelfinger und sexy Posen geteilt, sie ist in der Kochsendung des YouTubers LeFloird aufgetreten. Banalitäten, verglichen mit ihrem Einwurf zur Fahrradhelm-Kampagne des Bundesverkehrsministeriums: Da posieren weibliche und männliche Models in Unterwäsche mit Helmen, es gab Sexismus-Vorwürfe, der CSU-Verkehrsminister musste sich und die Bilder verteidigen.

Und Thomalla? Tippt: »Genau damit haben ein paar Clevere zu Recht gerechnet. Die, die gar nicht Zielgruppe sind, regen sich auf und sorgen für den Medienwirbel. Und die, die es ansprechen soll, spricht es definitiv an.« 20.000 Menschen pflichten ihr bei.

Sophia Thomalla ist vor sieben Jahren der CDU beigetreten. Wenn man sie fragt, warum, sagt sie: »Wegen Angela Merkel.« Sie bewundere Merkel dafür, dass die sich nicht verbiegen lasse, auch unpopuläre Entscheidungen treffe. Man könnte sagen: Thomalla bewundert die Kanzlerin dafür, dass die ein bisschen ist wie sie selbst. »Sie wird ja manchmal Teflon-Merkel genannt«, sagt Thomalla. »Den Spitznamen habe ich immer schon eher als Lob empfunden.«

In Zürich läuft Thomalla die Treppe runter, sie setzt sich in einen Simulator und fährt zur Probe ein paar Runden. Sie wird dafür machohaft von älteren Herren beklatscht, ein Mitarbeiter beugt sich ins Cockpit: »Aber nachher tust du so, als wärdst du noch nie gefahren, sagst du auch so, ja?« Sie nickt.

So zu tun, als wisse man etwas nicht, was man eigentlich doch weiß, könnte man unter Umständen eine Lüge nennen. Vielleicht ist es, zusammen mit dem Vorgeben, man wisse etwas, was man gar nicht weiß, aber auch nur die Statikformel des Showbusiness. Sophia Thomalla hat sie zur Perfektion erhoben.

Ihr Verhältnis zum Feminismus?

»Natürlich bin ich Feministin. Wenn ich im kurzen Rock herumstehe und über mich selbst Witze mache, wie ich da im kurzen Rock stehe, ist das mein verdammtes Recht als Frau. Und wenn ich mir einen Mann aussuche, der Macho ist, auch.«

Ein Wort zu Instagram, Twitter, Facebook?

»Es gibt keine Hemmschwelle mehr. Ich finde es traurig, dass die klassische Presse ihre Artikel nur noch danach dreht, was in den Netzwerken abgeht. Und wenn da 50 negative Kommentare stehen, heißt es: Ganz Deutschland denkt. Darum werden die Kommentare immer härter. Nach dem Motto: Je lauter du bist, desto größer die Chance, dass du gehört wirst.«

Das Interessante an einem Interview mit Thomalla ist, dass sich fast alles von dem, was sie über andere sagt, auf sie selbst münzen ließe. Ohne Hemmschwelle? Laut, um Gehör zu finden? »Lieber nobody's darling als everybody's darling«, ruft sie in ihren Koffer, ins Chaos, Geldscheine, hohe Hacken, Red Bull.

Sie muss jetzt ins Studio, den Parcours testen. Das Frühstücksfernsehen wanzt sich heran. Thomalla bekommt Oscarnominierte gezeigt und weiß fast keine Namen, aber das macht nichts, weil sie gegen Lady Gaga ätzt. Der Moderator grinst in sein Mikrofon. Die Breitseite ist im Kasten. Und dann geht sie viral, hoffentlich.